

Wellness neu entdecken!
Top-Erlebnisangebot
ab € 272,- pro Person
2 UN im GZ mit einseitiger
Verweil-Haltpersonal,
1 Teilmassage uvm.
www.daskranzbach.de

Süddeutsche Zeitung Donnerstag, 19. April 2007 • Nr. 90

Geschlossene Vorstellung

Unterwegs in Südindien:
Beobachtungen durch die Windschutzscheibe

Ein Bild wie aus biblischen Zeiten – die Landschaft, der Mann, die Tiere, die er vor sich her treibt auf roter hügeliger Erde, zwischen Palmen, Tamarind- und Cashewbäumen. Vor 5000 Jahren wird ein Schäfer wie er nicht viel anders ausgesehen haben, seinen Weg in einfachen Ledersandalen beschreitend, einen Dhotti locker um die Hüften und zwischen die dünnen Beine, ein Tuch nachlässig um den fleischlosen Schädel geschlungen, gestützt auf einen knorrigen Stab, um ein paar magere Ziegen in Schach zu halten. In diesem Augenblick erscheint einem, entgegen allen Erwartungen, die Landschaft leer und unbeseelt. Die beschauliche Szene findet sich im Osten Keralas auf dem von Reisfeldern, Zuckerrohr-, Bananen- und Kokospflanzungen gesäumten Weg über die Dörfer von Trivandrum nach Madurai.

An der Westküste hingegen zieht sich vom stolzen Cochin nach Trivandrum eine offenbar endlose Stadt an der Arabischen See entlang. Hier wie dort blühen Hibiskus und Jasmin, Bougainvillea und allerlei leuchtende Blumen, die man nicht zu benennen weiß, und beschenken die Landschaft mit üppigen Farb- und Dufttäuschen. Frauen nähen Blüten zu Girlanden aneinander, betörende Ketten für Götterarme und -häuse, die von Sandelholz und geklärter Butter glänzen.

Südindien, so der trügerische Eindruck, entspricht, am großen Rest des Subkontinents gemessen, in seiner Ausdehnung dem Absatz des italienischen Stiefels. Aber allein Tamil Nadu, die größte Provinz, misst soviel wie England, nämlich etwa 130 000 Quadratkilometer. Doch das sagt so gut wie gar nichts über die Überwindung von Entfernungen. Bei einer 14-tägigen Rundreise durch Südindien von Trivandrum über

B. Kala, Kunsthistorikerin und Brahminin erzählt: Ihr Guru, dessen Bild sie auch 15 Jahre nach dessen Tod bei sich trägt, sei mit zwölf Jahren erwählt und zu seinem Guru gebracht worden. Damals hat er seine Mutter zuletzt gesehen. Denn hätte er sie nach seiner Berufung besucht, hätte er sich als Sohn vor ihr niederwerfen müssen. Weil er aber als heiliger Mann über ihr stand, habe dies unmöglich gewesen. Deshalb musste sie die Mutter verstecken, wollte sie ihren Sohn sehen.

Madurai, Trichy, Chennai, Mysore und Cochin mit etlichen Zwischenstationen legt man circa 2400 Kilometer zurück. Ein Klacks? Von wegen. Bei den nicht selten sieben- bis zwölftägigen Tages-Etappen hat Santosch, der Fahrer, oft genug Gelegenheit zu sagen: „I'll find a good pipi-place for Madam.“ Was zwar stets möglich, aber gar nicht so leicht ist.

Schneller als mit durchschnittlich 60 Stundenkilometern kann sich keiner auf Indiens Landstraßen durchhauern,

man muss vorbei an zum Trocknen auf dem Asphalt ausgelegtem Reis, an Ochsenkarren, Tucktucks, Trecks und Bussen, die einander hupend im Dreierpack überholen. Was chaotisch erscheint, gehorcht in Wahrheit einem erprobten System zielorientierter und dabei reaktions-schneller Verkehrsteilnehmer, zu denen auch Kühe, Hunde und Ziegen gehören.

Das Leben spielt sich immer und überall draußen ab. Man kann den Menschen Gelassenheit abschauen, wie sie allezeit ohne jede Eile ihre Tätigkeiten verrichten. In den Backwaters schrubben die

Peter Stelzer, Aufbauchef des BMW-Werks in Chennai, erzählt: Ein Inder behauptete, ihn aus einem früheren Leben zu kennen. Damals sei er, Stelzer, ein berühmter Guru gewesen. Daraufhin suchte und fand er neben Namen und Lebensgeschichte besagten Gurus, der vor 350 Jahren gelebt hatte, im Internet auch ein Bild. Damals hatte er einen langen Bart getragen.

Frauen ihre Wäsche auf Steinen am Fluss, ganze Familien haben hier zuvor ihre Morgentoilette erledigt, ihre Zähne gepulvert und gebadet, wobei es den Frauen an gewissen Tagen untersagt ist, in den Fluss zu gehen. Besucher empfangen die Dörfler auf der Veranda ihrer Hütten. Deren Innenräume sind allen der Familie vorbehalten, den täglichen rituellen Verrichtungen und dem Bereiten der Mahlzeiten, was besonderer Sorgfalt bedarf.

In den Städten liegen die Menschen auf der Straße, strecken sich aus auf dem blanken Pflaster, ohne Matte, ohne nichts, während der Nachbar am Boden kauern seine Waren verkauft, während Kühe, Ziegen, streunende Hunde und ausgezehrte Katzen im Abfallhaufen neben nach Nahrung stöbern. Der Müll erscheint im symbolträchtigen Indien als Symbol für den ewigen Kreislauf des Lebens. Es gibt nichts, was nicht genießbar wäre und gefressen würde. Dass die Menschen alles allüberall wegwerfen, wirkt wie ein Akt des Erbarmens. Kreaturen nicht unnötig verhungern zu lassen, auch wenn so manche von ihnen allein durch ihr Knochengestüt noch aufrecht stehen können. Die schwarzen Schweine in den Dörfern verspeisen auch noch, was der Mensch hinter sich lässt (und gelten deshalb als unrein). Nur eines fällt aus dem ununterbrochenen Kreislauf von Essen und Verdauen heraus: Plastik. Das ganze tropische feuchte Land überzieht ein Ausmaß aus hiesigen Verpackungen und flatternden Tüten, eine bunt knisternde Masse allgegenwärtigen unverwundlichen Unrats. An einigen Stellen haben sie deshalb, dank allmählich erwachenden behördlichen Umweltausweises, bis dato nutzlose Schilder aufgestellt, doch bitte kein Plastik wegzuerfen.

Irgendwo stehen zwei Männer bis zum Oberschenkel in morastiger Kloake und



Der Fuß des Gottes zertritt den Kopf des Dämons: Zerstörung muss sein, damit das Böse vernichtet wird und neues Leben entstehen kann. Foto: E.-E.F.

fischen mit bloßen Händen heraus, was nach Plastik und Pappe aussieht. In den Städten hausen die Ärmsten in Slums oder als Wanderarbeiter in zerfallenen Zelten am Straßenrand. So arm wie die, die in den Städten ihr Glück suchen und das Unglück finden, ist kein Bauer, kein Fischer. Den Dorfbewohnern in Kerala und Tamil Nadu geht es gut, auch wenn sie kein Geld haben. Sie leiden keinen Hunger, haben Kleidung, ein Dach über dem Kopf und machen einen zufrieden Eindruck. Ein männlicher Landarbeiter verdient auf dem Reisfeldern 110 Rupien pro Tag, das sind etwa zwei Euro, eine Frau 80 Rupien, maximal 60 Tage pro Jahr. Für zehn Rupien kann man sich eine Mahlzeit in einer der Schnellküchen kaufen. Aber ein guter Hindu isst, was heute kaum mehr durchzuhalten ist, zu Hause – und nur das, was die Mutter, die Schwester oder die Ehefrau zubereitet hat.

Denn Hindu-Sein bedeutet eine feste Kaste spezifische Lebensweise. Vielleicht macht dieses Bewusstsein die Leute so stolz. Ein Inder mit gesundem Gliedmaßen muss ihn gewiss nicht üben, den aufrechten Gang. Die prosaische Erklärung für seine königliche Haltung ist vielleicht darin zu suchen, dass Frauen wie Männer schwerste Lasten auf dem Kopf transportieren, was einen krummen Rücken von sich aus verbietet. Hat jemand

gesagt, Madurai sei tagsüber die denkbar lebendigste Stadt in Tamil Nadu? Der war noch nie nachts unterwegs, wenn die Autos dicht an dicht vor den Ampeln hupen, wenn sich die Obst-, Gemüse- und Fleischhändler einfinden, die hungrigen Hunde, Kühe und Katzen (und wahrscheinlich auch die Ratten), so gegen zehn Uhr, wenn sich sonst überall der Süden schlafen legt. Sie bieten bis zum Morgen des nächsten Tages ihre Waren für am Meenakshi Tempel, der das Zentrum der Stadt am Fuß des Elefantenberges bildet. Das riesige Tempelareal gleicht einer heiligen Elefant, sein sommersprossiges Gesicht ist mit Ornamenten bemalt; er verdient sich sein Geld, indem er die Menschen segnet. Sachte fasst er einen Zehnrupienschein, legt ihn in der Schale seines Bewachers ab, um anschließend den Rüssel über dem Haupt des zu Segnenden zu krümmen.

Die Tempel selbst sehen auf den ersten Blick aus wie alle Tempel in diesem Land: Hochaufgerichtete vierkantige Kegel, phallische Symbole für Gott Shiva, auf ganzer Höhe mit prächtigen, meist kolorierten Skulpturen geschmückt. Es ist erstens Bildhauerarbeit in Granit, Sand- oder Speckstein, die mit Szenen aus dem Kamasutra die Fruchtbarkeit preis- oder Passagen aus dem Ramayana und dem Mahabharata, den bedeutendsten

Epen in Sanskrit, ins Bild setzt. Solche Szenen schmücken auch die tausendfachen Säulen in diesen Tempeln, erzählen von göttlichen Inkarnationen und den zentralen Episoden der Götterleben.

Auch der Meenakshi Tempel in Madurai ragt als heiliger Lingam in den Himmel, obgleich er doch neben Shiva, wie der Name schon sagt, vor allen der Göttin geweiht ist, die dem verehrten Gemäch zumindest bis zu ihrer Verehelichung drei dralle Brüste entgegenzusetzen hatte. Man wird ihm immer wieder begegnen, Shiva, dem Gott der fünf Elemente, der Erde, des Wassers, des Winds, des Feuers und des Himmels. Der älteste und herrlichste von allen, der Kailassanath-Tempel, steht in der einzigen heiligen Stadt Südindiens, in Kanchipuram, das

D. Venkata Rao, Geophysiker am National Institute of Ocean Technology, erzählt: Vor drei Jahren sei er mit zehn Kollegen bei Gujarat an der Arabischen See gewesen, um Messungen vorzunehmen. Allesamt hätten sie in der Nacht schlecht geträumt von merkwürdigen Gestalten, was aber zunächst keiner von ihnen zugeben wollte. Nach und nach rückten sie mit der Sprache heraus und kamen überein, dass es wohl die ruhlosen Seelen von Toten waren, die sie geglaubt hatten. Sie entdeckten zwanzig Kilometer vor der Küste eine Krishna-Stadt aus der Zeit zwischen 3000 und 7200 vor Christus, die vor zwei Jahren ausgegraben wurde.

auch als Stadt der Seiden- und Baumwollweber bekannt ist. Hier schnitten offenbar glückliche Bilderhauer lauter glückliche Götter und Göttlein in den Stein, selig lächelnde Löwen und freundliche Kühe.

Man würde ihn gerne betrachten, den Lingam, der lotusgleich in einem nie versiegenden Wasser schwimmt, denn der Shiva-Tempel in Trichy übertrifft den berühmteren riesigen Tempel der Stadt, den zweitgrößten der Welt nach Angkor Vat, an Schönheit weit. Aber wie überall ist auch hier das Allerheiligste für Nicht-Hindus gesperrt. Man lauscht sechs Männern, die ihr Mantra beten, wobei einer mit einer Spindel für jedes der 1800 Mantra einen Faden spinnt. Man denkt sich, dass auch dies ein Zeichen ist, dieses Ausgeschlossenensein von den Göttern, die ja menschliche Gestalt und Wesen hatten, und dass es sich erstreckte auf das Leben der Menschen in diesem Land.

Man hüft also barfuß über heiße Tempelsteine wie ein Tamarind und hört Madhu, den fanatischen Hindu, sagen, dass, wer genügend meditierte, auch schmerzfrei über glühende Kohlen wandeln könne. Um so weit zu kommen, muss man vielleicht eine Kokosnuss auf dem Boden zerbrechen, wie es der Mann am heißen Fluss Cauvery tat. Sie ist das Symbol dafür, dass man erst das Ego zerstören müsse, um sein Selbst zu finden.

Das taten wohl auch jene 1600 westlichen Althippies und Künstler aus 124 Nationen, die 1968 ff. Auroville aufbauten als spirituell voll bestrahlte Urdemokratie. Sie folgten dem Ruf „der Mutter“, einer Französin, die mit dem Guru Aurobindo ihre Utopie zu zementieren versuchte in dieser Stadt für 600 000, in deren Mitte ein Atem- großes glühendes Meditationenstempel gleißt. Die Besucher müssen erst einmal Erbauungs-Videos zum Gründungsmythos der Stadt über sich ergehen lassen, bevor sie weiterdrehen zum überkonfessionellen Allerheiligsten – um dann, man kennt das ja inzwischen, auch da wieder nicht hinein gelassen zu werden.

EVA-ELISABETH FISCHER

Informationen



Eine ähnliche 16-tägige Rundreise. „Wo der Pfeffer wächst“, wird vom Münchner Indien-Spezialisten Lotus Travel angeboten und kostet ab 1808 Euro pro Person im DZ. Im Preis eingeschlossen sind der Linienflug mit SriLankan Airlines ab/bis Frankfurt nach Trivandrum, 14 Übernachtungen in ausgewählten Hotels, Besichtigungsprogramm während der Rundreise, englischsprachiger Reiseleiter am Ort sowie alle Fahrten im PKW mit eigenem Chauffeur. Tourbeginn: täglich, www.lotus-travel.com